Gott schütze dich

Gott schütze dich!

XXII.

Eine Gabe für Christenkinder

mit Erzählungen, Gedichten und Bildern.

Herausgegeben von **Ulrich Meyer.**

Buch- und Kunstverlag Carl Hirsch A.-G. / Konstanz.

Gemischter Chor. Zeichnung von A. Hendschel.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Titel	1
Inhaltsverzeichnis	2
Die Wunderblume mit Zeichnung von Fritz Kunz	3
Habet die Brüder lieb. Eine Geschichte von Ulrich Meyer	4
Weihnachtswunder. Erzählung von Pauline König	5—10
Großvaters Leiden und Freuden. Bild von Ludw. Richter. Gedicht von Ulrich Meyer	9
Liesels erste Reise. Gedicht von Ulrich Meyer	11
Der Mohr. Erzählung von Sophie von Adelung	10—16
Bild und Gedicht: **Vespervisite** von Ulrich Meyer	15
„ „ „ **Minchen und ihr Kaninchen** von Ulrich Meyer	17
Stille Nacht, heilige Nacht von Ulrich Meyer	18
Umkehr. Erzählung von A. Engel	19—21
Gerhards Weihnachtsgast. Erzählung von Frieda Hoffmann	22
Meine Blümchen haben Durst. Bild und Gedicht	23
Gold und Silber gefunden	24
Das Kästchen. Märchen von A. Engel	25—26
Schlaf Püppchen. Bild und Gedicht	27
Eine Sängerfahrt. Erzählung von Ulrich Meyer	28—30
Rätsel	31. 32.

Die Wunderblume. (Altes Volkslied.)

Es blüht eine schöne Blume
In einem weiten Land,
Die ist so selig geschaffen
Und wenigen bekannt.
Ihr Duft erfüllt die Tale,
Ihr Glanz erleuchtet den Wald.
Und wo ein Kranker sie siehet,
Die Krankheit weichet bald.

Wo kommt im Morgenwinde
Die blitzende Sonne her?
Was glüht am kühlen Abend
Auf Bergen, an Wolken, im Meer?
Die Bäche und Seen erglänzen
Im klaren Mondenschein,
Am Himmel sind unsre Hütten,
Drin leuchten die Sternelein.

Drei Könige kamen gezogen
Zu einem Heiligtum,
Der Stern stand über dem Hause,
Drin lag die schöne Blum'.
Wenn ich zwei Augen erblicke,
Die funkeln hin und her,
So wünsch' ich, daß im Herzen
Dies süße Blümlein wär'.

Habet die Brüder lieb.

Eine kleine Geschichte aus der Großstadt.

Wien ist eine große Stadt. Das wißt ihr alle. Und daß es in einer großen Stadt, in der Hunderttausende beieinander wohnen, viele arme Leute gibt, das werdet ihr auch wissen.

In der großen Stadt Wien also war's und recht mitten in der Winterkälte. Der Nordwind pfiff eisig durch die Straßen, und die Menschen liefen eilig ihres Weges, damit sie nur bald nach Hause kämen in die warme Stube. Ja, wer das noch immer gleich so haben könnte. Der alte Dienstmann, der da in seinem dünnen Mantel an der Ecke steht, kann's nicht haben, denn er muß hier stehen und warten, ob nicht einer kommt, der ihm eine Besorgung gibt. Wie elend sieht doch der alte Mann aus! Die Not, der Hunger schauen aus seinen Augen, und daß er fast zu einem Eisklumpen zusammengefroren ist, sieht man ihm auch an. Wenn doch nur einer käme und ihm ein paar Kreuzer zu verdienen gäbe — aber es kommt keiner. Alle, alle hasten an dem Armen vorüber und sehen sein Elend nicht, just wie im Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Sieht denn keiner die alte graubärtige Jammergestalt? Stunden vergehen so — dem Alten ist's verzweifelt zu Mute — noch nichts hat er verdient, und dabei liegt sein krankes Weib daheim und hungert gleich ihm. — Endlich kommt ein Herr auf ihn zu. Gar fein schaut er aus, hat einen kostbaren Pelz an und trägt einen Stock mit goldenem Knopf. Aber nicht nur fein sieht er aus, sondern auch recht grob und bärbeißig. Der kommt zu dem alten Dienstmann:

„He, habt Ihr Zeit?"

„Freilich, Euer Gnaden, Zeit genug."

„Was steht Ihr denn da rum und habt Maulaffen feil?"

„Nix zu tun hab' ich, Herr Baron."

„Scheint mir zu frieren?"

„Ja, Euer Gnaden, und Hunger hab' ich auch!"

„Könnt mir einen Gang besorgen."

„Was ist's denn, wohin denn?"

„Das werd' ich Euch schon sagen! Seht Ihr das Wirtshaus da drüben? Da geht's eini, verstand'n?"

„Ja, ja, Herr, was sollt' ich nicht!"

„Hier ist ein Guldenzettel. Dafür laßt Ihr Euch ein Gullasch oder ein Stück'l Rindsbraten, dazu einen Knödel geben. Trinkt auch ein Schöpple Wein dazu — verstand'n?!"

„Ja freilich, Herr Graf — aber"

„Nix aber! Wenn ich Euch einen Auftrag geb', so habt Ihr'n auszurichten. Zum Essen braucht Ihr eine Stunde. Was kost' die bei Euch?"

„Na, an Gulden halt!"

„Gut, hier ist noch ein Gulden für die Arbeit — und nun marsch fix, sonst mach' ich Euch Beine!" —

Der Alte schaute den Herrn verwundert an und wollte was sagen, doch der Herr ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern wies gebieterisch nach dem Wirtshaus. Der alte Dienstmann aber ging, so schnell er konnte, den seltsamen Auftrag auszuführen. Er ließ sich's gut schmecken, war aber sparsam und brachte am Abend seinem kranken Weib die ersehnte Speise. — Der andere aber — ja der ging weiter in den schneidenden Nordwind und suchte sich noch andre frierende und hungrige Dienstleute und gab ihnen denselben Auftrag. — Und das machte er oft so. Wer er war? Ein Graf, ein Baron, ein Millionär? Wir kennen ihn nicht, und die beglückten Dienstmänner kennen ihn auch nicht. Aber wir wissen doch, was er war. Er war ein barmherziger Samariter, und deshalb wollen wir unter unsre kleine Geschichte schreiben: Gehet hin und tuet desgleichen.

Ulrich Meyer.

Weihnachtswunder.

Erzählung von Pauline König.

Anntraud Weber legte des Brüderchens Höslein, dessen Schäden sie sorglich gestopft hatte, beiseite und überlas schnell noch einmal ihre Schulaufgaben.

Sie war müde, ihre Augen brannten. Als sie in das winzige Schlafkämmerchen trat, das sie mit der kleinen Schwester teilte, fand sie auf dem Tischchen neben ihrem Bett ein mit der Schere zierlich ausgezacktes Stückchen Papier und einen Bleistift daneben.

Sie wußte schon, Klein-Susel hatte das hingelegt. Und sie wußte auch, was es bedeutete. Susel konnte selber noch nicht schreiben. Darum sollte sie an ihrer Statt dem Christkind einen recht eindringlichen Bittbrief schreiben, es möchte dem Schwesterchen die große, schöne Puppe bringen, die es sich so brennend wünschte.

Anntraud seufzte. Sie wußte, der Wunsch hatte gar keine Aussicht auf Erfüllung und es tat ihr leid, der kleinen Schwester nicht helfen zu können. Der Vater hatte sie, als sie ihm die Angelegenheit unterbreitete, streng abgewiesen. „Susel soll mit der alten Puppe spielen, sie muß nicht alles haben, was ihr durch den Kopf geht.“ Noch einmal zu ihm zu kommen, wagte Anntraud nicht. Sie wußte, Vater hatte zur Zeit sehr geringen Verdienst.

Das Brüderchen hatte auch Wünsche. Dazu lächelte der Vater, denn die waren leichter zu erfüllen. Ein Wagen mit einem Pferdchen davor, eine Schaufel und ein Kellerloch. Um Kohlen oder Kartoffeln in den Keller zu befördern, meinte er. Das Wäglein dachte der Vater selber herzustellen, ein Pferdchen stand noch auf dem Speicher und brauchte nur frisch auflackiert zu werden, die Schaufel entlieh man aus dem Kohlenkasten und das Kellerloch — nun, das mußte der kleine Mann sich selber machen. Seine Findigkeit würde ihn schon nicht im Stich lassen.

Anntraud sah zu dem Schwesterchen hinüber. Das lag mit rotgeschlafenen Bäckchen und lächelte im Traum. Vielleicht hielt es die ersehnte große Puppe im Arm. Anntraud war noch Kind genug, sich selber an Puppen zu freuen und wünschte sehr, dem Schwesterchen die Puppe bescheren zu können. Sie wußte auch gar nicht mehr, was sie antworten sollte, wenn es sie bestürmte, seine Fürsprecherin beim Christkindchen zu sein. Alle Hinweise, es gäbe so viele Kinder, die sich große Puppen wünschten, das Christkind könne unmöglich alle Wünsche nach so teueren großen Puppen befriedigen, löften nur ein Kopfschütteln aus und die Antwort: „Das Christkind kann alles.“ Susel war fest überzeugt, es

komme nur darauf an, daß dem Christkind der Wunsch eindringlich genug vorgestellt werde. Da half nun nichts, Amtraud mußte noch einmal in die Wohnstube hinüber, ihr Schreibzeug hervorholen und das Bittbrieflein schreiben, damit Klein-Susel zufrieden werde. Dann endlich konnte auch sie in ihr Bett schlüpfen.

Die junge Amtraud war ein kleines Hausmütterchen. Als im letzten Frühjahr ihre Mutter starb, meinten die Leute, nun müsse der Weber sich eine Haushälterin nehmen. Aber siehe da, er und seine kleine Amtraud schafften es allein. Ganz so gut wie zu Lebzeiten der Mutter ging es ja wohl nicht, aber im großen ganzen lief alles fast erstaunlich ordentlich, und für die jungen Geschwister sorgte Amtraud in rührender Hingabe. Die Kinder waren von klein auf an äußerste Sparsamkeit gewöhnt, denn es war immer knapp hergegangen im Hause des Adolf Weber. Aber zu Weihnachten gab es doch immer ein großes Freuen. Die Mutter hatte, wenn es auf Weihnachten zuging, immer ein kleines, geheimes Käßchen, aus dem die bescheidenen Festgeschenke bestritten wurden. Amtraud träumte davon, übers Jahr, wenn sie aus der Schule entlassen wäre, durch Hilfeleistungen in der Nachbarschaft etwas verdienen zu können und zu Weihnachten auch solch ein geheimes Käßchen zu haben. Vorläufig konnte sie nicht daran denken, neben der Schule und der Hausarbeit noch etwas verdienen zu wollen.

„Wenn Mutter da wäre, bekäme ich die Puppe," hatte Susel gestern gesagt. Das machte sie traurig. Still vor sich hinseufzend griff sie nach Vaters Zeitung, die auf dem Tisch liegen geblieben war, um sie wegzuräumen.

Da wurden ihre Augen groß vor freudigem Staunen. „Schöne Puppen mit Wachskopf und langen Haaren, 90 cm groß, solange der Vorrat reicht, das Stück zu einer Mark zu verkaufen," war da in Fettdruck zu lesen. Amtraud wollte ihren Augen nicht trauen. Aber da stand es schwarz auf weiß, so mußte es ja wohl wahr sein. Eine einzige Mark — da wäre Vater vielleicht doch zu bestimmen. Aber nein, eine Mark brachte sie am Ende gar selber auf. Sie lächelte froh vor sich hin, es war ihr schon ein Plan gekommen. Wenn sie morgens beim Bäcker die Brötchen holte, nahm sie einfach jedesmal um ihren Anteil weniger, bis sie die Mark beisammen hatte. Die paar Tage würde sie es schon einmal ohne Brötchen aushalten. Die anderen brauchten nichts davon zu merken. Sie rechnete nach, es reichte noch mit der Zeit. Nur das Kleidchen für die Puppe mußte sie schon vorher nähen, es war doch nicht anzunehmen, daß die Puppe für eine Mark auch noch gekleidet war. Die Größe wußte sie ja, und einen Fetzen Stoff hatte sie auch schon. Susels weißes Schürzchen war in der Mitte unheilbar zerrissen. Aber ein Puppenkleidchen gab's immer noch. Blieb nur die Schwierigkeit, jemand zu finden, der ihr die Puppe aus der Stadt, in der sie erhältlich war, mitbrachte. Hinfahren konnte sie nicht. Es gab zwar eine Postverbindung nach der Stadt. Aber die Fahrt kostete viel mehr als die Puppe selber. Wenn der Postillon, der gutmütige Kaspar Veit, ihr den Gefallen täte, die Puppe mitzubringen? Amtraud wußte, ihre Mutter hatte seiner Frau, die oft krank war, mehr als einmal etwas zuliebe getan. Sie wollte den Versuch wagen. Als Kaspar Veit in der Frühe des nächsten Morgens seine Pferde anschirrte, stand die kleine Nachbarin vor ihm und brachte zaghaft ihr Anliegen vor.

Er machte ein etwas bedenkliches Gesicht. „Puppeneinkaufen ist keine Männersache“, wollte er sagen. Aber die Kinderaugen vor ihm bettelten. Da dachte er an die eigenen Kinder daheim, die sich alle auf Weihnachten freuten, und es rührte ihn, daß Amtraud so für ihr Schwesterchen bat.

„Ist recht, ich will's besorgen,“ sagte er mit einem herzhaften Entschluß und wollte davonfahren. Aber Amtraud hielt ihn mit hochrotem Gesicht noch einen Augenblick zurück. „Sie müßten das Geld einstweilen vorlegen,“ bat sie verlegen.

„Ja, ja,“ brummte er gutmütig und fuhr nun wirklich davon. Amtraud aber hatte Mühe, ihre Freude nicht laut werden zu lassen und ihr Geheimnis zu wahren. Wohl zwanzigmal lief sie am Abend dieses Tages zum Fenster, ob der Postwagen noch nicht in Sicht sei. Endlich fuhr er beim Postgebäude vor. Kaspar Veit schmunzelte und deutete vielsagend auf eine große Schachtel, die hoch oben auf dem Verdeck verstaut war. Aber Amtraud mußte ihn bitten, sie einstweilen mit nach Hause zu nehmen. Damit Suschen, die immer um die Wege war, nichts merkte, durfte sie ihren Schatz erst abholen, wenn die Kinder glücklich im Bett waren.

Als sie dann zur Abholung gekommen war, öffnete sie zitternd vor Erwartung die Schachtel, nicht ohne dem guten Nachbar Veit zu versichern, daß sie das Geld ganz gewiß in den nächsten Tagen bringen werde. Dabei sah sie ihn so groß und ernsthaft an, daß er die gutmtüig abwehrende Bewegung unterließ, mit der er ihr das Geld hatte schenken wollen.

Die Puppe war schön, im Verhältnis zu ihrer Billigkeit wirklich fast unbegreiflich schön. Lange blonde Locken schmiegten sich um ein wohlgeformtes Gesicht und die Augen waren fast so groß wie die der kleinen Susel. Glückstrahlend eilte Amtraud mit ihrer Errungenschaft heim. Indes der Vater sie mit den Geschwistern schlafend wähnte, saß sie in ihrem kalten Stübchen und nähte mit froststeifen Fingern, die kaum die Nadel noch halten konnten, die Gewändlein fertig. Ein paar Tage vor Weihnachten saß die Puppe mit Hemdchen, Höslein und Kleidchen angetan vor ihr. Glückstrahlend band sie ihr noch ein Schleifchen ins Haar, legte sie in ihre Schachtel zurück und schloß sie in den Schrank. Alle Abend aber tat sie, bevor sie schlafen ging, einen Blick in die Schachtel, in der die wunderschöne Puppe mit festgeschlossenen Augen dem großen Tage entgegenträumte, an dem sie noch ein weiteres Kinderherz beglücken sollte.

Auch dem Vater gegenüber hatte Amtraud, so schwer es ihr fiel, ihr Geheimnis bewahrt. Am Morgen des vierundzwanzigsten Dezember hatte sie ihre vom Munde abgesparten Groschen beisammen und trug sie verschämt und glücklich zugleich zum Nachbar Veit hinüber. Am Abend aber nahm sie voll unendlicher Zärtlichkeit die schöne Puppe aus der Schachtel, um sie in der Wohnstube unter das bescheidene Christbäumchen zu setzen

Da fiel ein großer Schrecken über sie her. — Was war mit der Puppe geschehen? Hals und Gesicht waren mit graugrünen Flecken übersät, als ob sie einen garstigen Ausschlag hätte. Häßlich, abscheulich anzusehen war sie.

Amtraud wischte unwillkürlich darüber hin. Die garstigen Flecken wichen aber nicht, sie traten anscheinend nur noch deutlicher hervor. Als der Vater,

dem sie freudestrahlend ihren Schatz hatte zeigen wollen, hereinkam, fand er seine kleine Älteste in bitteren Tränen. „Sei nur still," sagte er, nachdem sie ihm schluchzend die ganze Geschichte erzählt hatte, die Puppe hat Stockflecken. Die hat man mit einem frischen Wachsüberzug überdeckt und nun sind sie durchgeschlagen und wieder sichtbar geworden. Da ist nichts zu machen. Susel muß sich für diesmal mit der aussätzigen Puppe zufrieden geben. Nächstes Jahr kaufen wir ihr eine andere. „Kränk' dich nicht weiter darüber."

Der Vater nahm das Schellchen zur Hand und Amtraud ging gehorsam hinüber, die Kinder zu holen.

Ein Jubelschrei erklang, als Klein-Suschen der Puppe ansichtig wurde. Aber dann stutzte sie plötzlich und schob sie so jäh zurück, daß sie beinahe hingefallen wäre.

„Die Puppe ist wüst! Warum ist sie so wüst?" fragte sie entsetzt, indes sich ihre eben noch so freudestrahlenden Äuglein mit hellen Tränen füllten.

„Sie ist plötzlich krank geworden," erwiderte Amtraud leise. Weißt du, wie du Masern hattest, hast du auch solche Flecken im Gesicht gehabt."

„Dann soll das Christkind sie schnell wieder gesund machen."

„Ich glaube nicht, daß das Christkind das kann," gab Amtraud zu bedenken. Aber Klein-Suse sah sie vorwurfsvoll an: „Das Christkind kann alles." Darauf wußte Amtraud nichts zu erwidern.

Der heilige Abend verlief ziemlich still. Suschen beschäftigte sich mit der alten Erika, mit der schon Amtraud ihre ganzen Kinderjahre hindurch gespielt hatte, und sah nur manchmal fast scheu zu der neuen Puppe hinüber. Man konnte merken, sie dachte angestrengt über etwas nach. So recht ungestört weihnachtsselig war nur Walter, das kleine Brüderchen, das unermüdlich Kartoffeln in das selbstgebaute Kellerloch hineinschaufelte, um sie alsbald wieder hervorzuholen und in seinem mit dem alten, neuen Schimmel bespannten Wägelchen zu verstauen. Als Amtraud zum Schlafengehen mahnte, machte er dem Pferdchen ein Ställchen unter seinem Bett. Susel aber hatte die alte, zerschundene Erika im Arm und ging mit ihr schlafen. Die neue große Puppe saß gemieden und verlassen unter dem Weihnachtsbaum.

Amtraud irrte aber sehr, wenn sie meinte, Klein-Susel denke gar nicht an sie und wolle nichts von ihr wissen. Die kleine Schwester lag noch lange wach in ihrem Bett und als sie endlich einschlief, hatte auch sie ein Geheimnis.

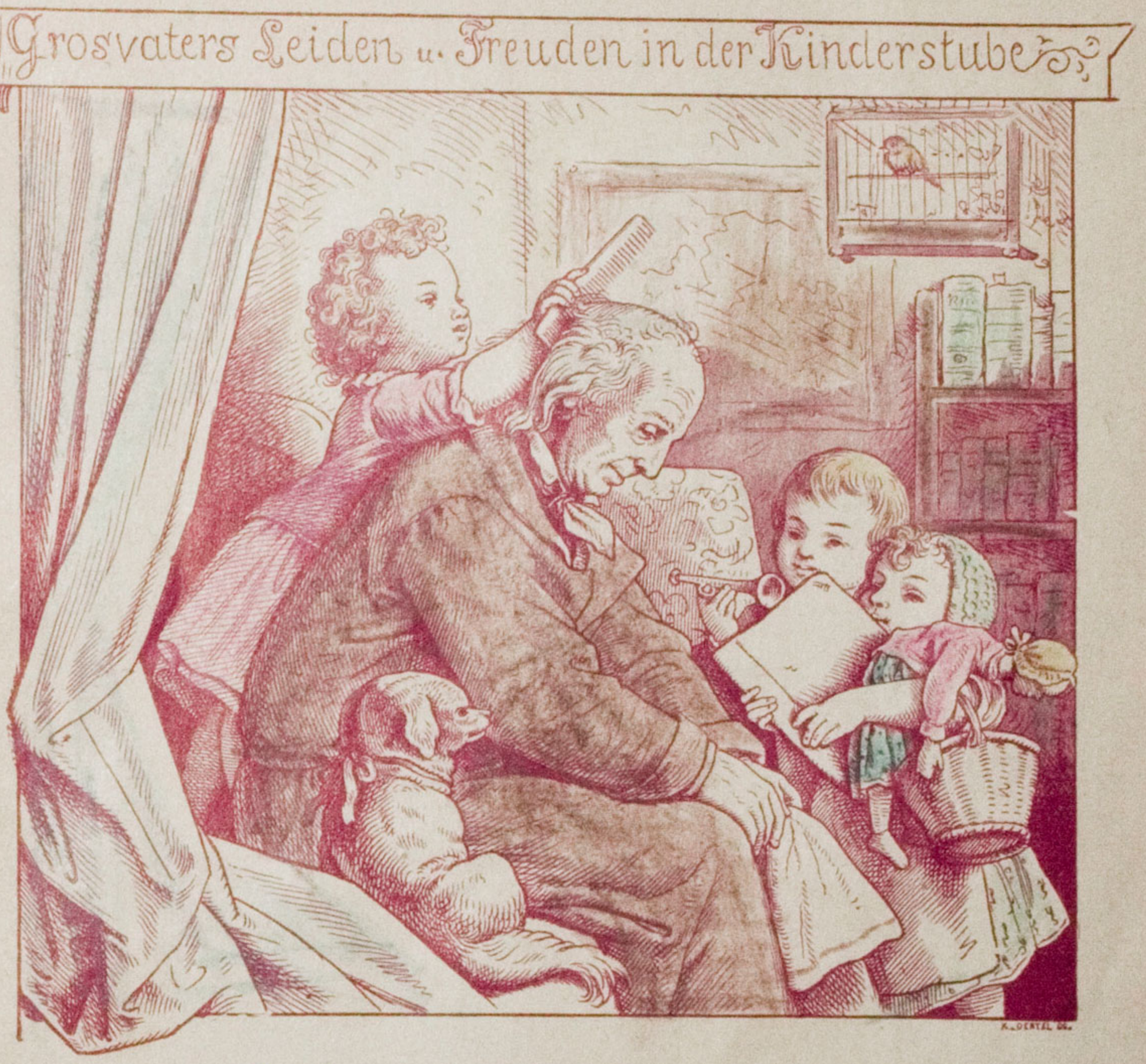
Am Morgen als Amtraud, in der Küche beschäftigt, die beiden Kleinen bei ihren Spielen wähnte, schellte es ganz herzhaft an der Türe des Arztes, der am Ende des Dorfes wohnte. Klein Suse stand davor, ihre sorglich in ein großes Umschlagetuch gehüllte Puppe im Arm.

„Ich muß zum Herrn Doktor," erklärte sie dem öffnenden Dienstmädchen ernsthaft.

„Der Herr Doktor ist jetzt nicht zu sprechen. Was willst du von ihm?"

„Er soll meine Puppe gesund machen. Sie hat die Masern."

Das Mädchen lachte hellauf. Susel sah sie aber nur mißbilligend an, lüftete ein wenig das Tuch von dem entstellten Puppengesicht und machte Miene, schnurstracks ins Sprechzimmer hineinzugehen.



Großvaters Leiden und Freuden.

Die Kinder denken: Großpapa
Sei nur für sie alleine da.
Wer sollt' sonst „Hoppe Reiter" machen
Und all' die andern lust'gen Sachen?
Der Vater? — puh, der sitzt nur immer,
Studiert und schreibt in seinem Zimmer;
Und wer zu ihm mal kommen will,
Muß immer sitzen mäuschenstill.
Die Mutter hat zu tun im Haus
Und jagt uns aus der Küche raus;
Und die Lisette hat nicht Zeit,
Die kocht und wäscht wie nicht gescheit. —
Dagegen unser Großpapa
Hat immer Zeit, ist immer da.
Geht alle Tag mit uns spazieren,
Er kriecht herum auf allen Vieren,
Auf seinem Rücken reiten wir,
An seinem Barte zausen wir;
Wir bürsten seinen Scheitel glatt,
Wenn er auch keine Haare hat,
Und mit dem Kamme, kritzekratze,
Frisieren wir ihm seine Glatze.
Kurz, lauter schöne, lust'ge Sachen
Kann man mit Großpapachen machen.
Ja, unser lieber Großpapa,
Ist nur für uns alleine da!

Ulrich Meyer.

„Wart'," rief das Mädchen nach einem Blick auf das unglückliche Puppenkind, „ich will's der Frau Doktor sagen. Gib mir die Puppe mit, vielleicht kann Frau Doktor den Herrn Doktor fragen, was man da tun soll."

Bereitwillig reichte Susel ihr Puppenkind hin, „aber gib acht, daß es sich nicht erkältet," rief sie, mütterlich besorgt, dem Mädchen nach. Dann saß sie artig wartend auf dem ihr von dem Mädchen zugewiesenen Stuhl.

Es dauerte lange. Nichts regte sich, niemand kam. Allmählich begann Susel sich zu fürchten in dem fremden, stillen Haus.

Wenn nun überhaupt niemand kam? Wenn sie am Ende auch die Puppe nicht mehr bekam? — Jetzt erst merkte Suse, wie lieb sie das neue Puppenkind schon hatte, trotz seines häßlichen Ausschlags. Erst leise, dann immer lauter begann sie zu weinen. Da war das Dienstmädchen auf einmal wieder bei ihr und brachte die Freudenbotschaft, der Herr Doktor werde die Puppe wieder gesund machen, die Frau Doktor werde sie gleich herunterbringen.

Droben aber saß die gute alte Frau Doktor und zog das weiße Kleidchen des kranken Puppenkindes der wunderschönen Puppe ihres früh verstorbenen Töchterchens an, die sie alle die vielen Jahre her als Andenken aufbewahrt hatte. Dann kam sie mit ihr herunter und legte sie der wartenden Susel in den Arm.

„So," lächelte sie freundlich, „da hast du dein Kind. Nimm's gut in acht. Nicht der Herr Doktor, das Christkind hat es gesund gemacht. Es sieht jetzt ein bißchen anders aus als vorhin. Aber das macht nichts."

Nein, das schadete nichts, es war ja nur schöner geworden. Glückstrahlend wickelte Klein-Susel die wundervolle Puppe in ihr Umschlagetuch und rannte mit ihr nach Hause. Die Küchentür aufreißend fiel sie der Schwester um den Hals. „Siehst du, ich hab's doch gewußt, das Christkind kann alles!"

Da waren nun alle drei Weberskinder voll strahlender Glückseligkeit. Der Vater aber holte sein Pfeiflein hervor, das ihm gestern nicht recht geschmeckt hatte, und freute sich mit ihnen.

Der Mohr.

Von Sophie von Adelung.

Es war in einem Dörflein, wo eine durchreisende kleine Schaubude, die sich „Zirkus" nennt, nun schon fast seit einer Woche weilte, aufgehalten durch die schwere Erkrankung des „Direktors". Das war ein großes Ereignis für das einsam gelegene Walddorf, wo dergleichen noch nie gesehen worden war, um so mehr, da alle paar Tage, so gut es eben gehen wollte, eine Vorstellung unter der Leitung der Frau Direktor stattfand, denn die Zirkusleute mußten verdienen, um leben zu können in der teuren Zeit, und Arzt und Arzneien für den Kranken waren teuer. Die Dorfkinder alle waren ganz aufgeregt durch die Anwesenheit der „Artisten", wie sich die Zirkusleute nannten, und umlagerten förmlich den Platz hinter der Apotheke, wo die geheimnisvollen Wagen standen, die fast wie kleine Häuser auf Rädern aussahen, mit Fenstern, an denen Vorhänge

Liesels erste Reise.

Zeichnung von O. Kubel.

Liesel muß zur Großmama.
Mutter kann sie nicht begleiten
Und sie sagt: Was macht man da,
Jetzt in diesen bösen Zeiten?
Aber unser Liesel lacht:
O, ich weiß schon, was man macht!
Gibt nur acht!
Und da macht die liebe Kleine
Sich alleine,
Ganz alleine auf die Beine.
Mit dem Jäckchen angetan,
Mit dem großen Regendache
Wandert sie zur Eisenbahn.
Ei, welch eine kühne Sache!
Stolz denkt sie: Bin alt und klug
Und für solche Fahrt im Zug
Groß genug!
Und sie wandert wacker weiter.
Singt ein liebes Liedlein heiter,
Froher Mut ist ihr Begleiter.
Bald ist sie bei Großmama:
Grüß dich Gott! Nun bin ich da!

Ulrich Meyer.

prangten und wo sogar außen auf den Simsen — man denke nur! — blühende Geranien und ein Fuchsienstock standen. Das Wunderbarste aber waren natürlich die Zirkusleute selber, und die Kinder konnten stundenlang zusehen, wie diese aus- und eingingen, trotzdem sie oft unter Schelten und Drohungen weggeschickt wurden. Der Zirkus selber bestand aus leicht zusammenstellbaren Bretterwänden über Mannshöhe, mit einem großen Zeltdach überspannt. In dieser Bretterwand war kein noch so schmales Spältchen, an das sich die neugierigen Kinderaugen während der Proben und Vorstellungen nicht gedrängt hätten, und manche Püffe und Stöße gab es da zu ertragen.

Am eifrigsten war dabei der kleine Pauli, ein sechsjähriges Büblein, das seiner Mutter, der verwitweten Meßnersfrau ganze Freude und Trost war. Der Pauli ging zu seinem Leidwesen noch nicht in die Schule, sondern mußte, so klein er war, der Mutter doch schon im winzigen Häuschen tüchtig an die Hand gehen; denn Frau Reiner hatte von früh bis spät zu schaffen, um ihr Häuschen sauber und in Ordnung zu halten und sich und ihr Kind durchzubringen. Aber das tat der Pauli gern. Er war stolz darauf, daß ihn die Mutter ihr „kleines Knechtle" nannte, das ihre Stütze und Hilfe sei. Nun aber, seit der Zirkus da war, hielt es ihn gar nicht mehr daheim, und die Mutter mußte sich oft in ihrer Arbeit unterbrechen, wenn er auf ganze Stunden verschwand, statt ihr im Gärtlein beim Jäten zu helfen oder beim Reinmachen vom Hasenstall. Dann stand er richtig wieder auf dem Platz hinter dem Apothekershaus wie gebannt am Bretterzaun, und hatte alles um sich her vergessen, während drinnen im Zirkus eine Probe oder gar eine Vorstellung stattfand. Dann konnte die Mutter sagen: „Aber Pauli, Pauli! Du weißt doch, daß ich nicht mag, wenn du mir so herumvagabundierst. Abends vollends, da gehört so ein kleines Büble ins Bett, und morgens, weißt du, da brauch ich dich daheim. Dein Vater, der ist jetzt beim lieben Gott droben. Er hat mir vor dem Sterben noch auf die Seele gebunden, ich soll dich rechtschaffen und fleißig erziehen. Was würde der dazu sagen?" „Mutter, Mutterle!" sagte dann der Pauli jedesmal: „'s ist halt gar zu schön! Und immer so zugucken möchte man, und ein Mohr ist da, ein richtiger, schwarzer Mohr aus Afrika, weißt, Mutterle, der ist so grausig schön, sag ich dir! Wenn ich nicht wüßt, daß er nicht herauskann, Mutterle, ich tät mich zu Tod fürchten vor dem. Und so wunderschöne Purzelbäume tut der machen, gewiß zwanzig nacheinander, und — guck nur selber mal hinein, Mutterle! Wenn ich groß bin, werd ich auch ein Zirkusmann, sollst sehen, einer der reitet!" Aber davon wollte die Mutter nichts hören, und erst die Base Juliane, die sagte ganz ärgerlich: „Wenn die Zirkusbagasch' nur wieder fort wäre, meinetwegen dort, wo der Pfeffer wächst. Wie net g'scheit sind ja alle die Kinder bei uns — der Schulmeischter sagt's auch! Guck nur, Paule, was für einen bösen Husten du dir da draußen geholt hast, wie du vorgestern wieder mal so lang im ärgsten Regen da draußen gestanden bist! Paß nur auf, daß dich der Zirkusmohr nicht mal erwischt: der soll die kleinen Kinder holen, um Fleischküchle daraus zu machen. Der frißt dich noch, sollst mal sehen."

Das war nicht schön von der Base, denn sie wußte, daß der Pauli ein gar furchtsames, scheues Büblein war, das von den andern im Dorf der „Angstnickel" genannt wurde. Die Mutter hatte ihn an diesem Abend schon ganz früh ins Bett

gesteckt, damit er ihr ja nicht „auswitsche“, denn er hatte glühheiße Bäcklein, trotzdem ihn fror, und da er sich, wie ein ganz kleiner Bub, im Dunkeln fürchtete, war die Base bei ihm geblieben, so lange die Mutter noch geschwind zum Bäcker ging. Und nun machte ihm die Base auch noch solche Angst mit dem Mohr, vor dem es ihm ohnehin etwas gruselte, weil er so schwarz war!

„Deine Mutter kommt jetzt gleich,“ sagte die Base, „ich muß heim.“ Und sie ging wirklich, obschon sie der Pauli himmelhoch bat, doch dazubleiben. Draußen schloß sie die Türe ab und legte den Schlüssel unter die Strohmatte. Den Pauli aber überfiel, als sie gegangen war, eine wahre Todesangst. Immer wieder mußte er denken: „Jetzt kommt er, der fürchterliche schwarze Mann mit den bleckenden Zähnen und den rollenden Augen und hackt mich zu Fleischknöpfle — den Schlüssel wird er schon finden — und dann — und dann —“

Das arme Büblein schrie vor Schreck ganz laut auf und sprang in seiner Angst aus dem Bett, als es jetzt gar Schritte draußen hörte, um sich im großen Kleiderschrank in der Zimmerecke zu verstecken. Es war aber die Mutter, die heimkam, und sie fand ihr Büblein zitternd vor Angst und Kälte im Schrank, von woher sein ängstliches Wimmern kam.

Ernstlich krank wurde es aber glücklicherweise nicht. Nach zwei Tagen konnte es schon wieder an die Luft gehen; aber die Furcht vor dem früchterlichen Schreckgespenst — dem Mohr — hatte sich in seinem Herzlein festgesetzt und war aus diesem nicht herauszubringen. Er machte einen großen Umweg, als ihn seine Mutter ausschickte, um Brot zu holen, weil ihn sein Weg zum Bäcker an der Apotheke vorbeiführte, und guckte sich immer wieder scheu nach allen Seiten um, als er, den Brotlaib unter dem Arm, den Rückweg antrat.

„Was hast, Büble, und was guckst so furchtsam?“ fragte ein Mann, der neben dem Bäckerhaus Holz zersägte. Der Pauli hatte ihn noch nie gesehen, aber er schien so freundlich und vertrauenerweckend, daß er, der Fremden gegenüber sonst sehr scheu war, sich ein Herz faßte und ganz nahe herantrat. „'s ist halt bloß wegen dem Mohr,“ sagte er, und wieder sah er sich furchtsam um: „Ich würde sonst selber gern ein Zirkusmann, denn sie gefallen mir arg gut, weißt. Und so schöne Kleider haben sie an und so arg lustig ist's, was sie machen. Aber der Mohr ...“ — „Was ist's denn mit dem Mohr?“ fragte der freundliche Mann ermutigend. „Ja, weißt, ich mein halt immer, er kommt in der Nacht und holt mich. Die Bas' sagt, er macht Fleischknöpfle aus mir und tut mich fressen. Sie sagt, das macht er aus bösen Kindern — ja?“

„Bist denn du ein böses Kind? Du siehst mir gar nicht so aus,“ meinte der Mann. „Ganz immer brav sein, das kann man nicht,“ meinte der Pauli.

„O Büblein, Büblein!“ sagte der Mann. „Was du dir nicht alles einbildest. Der Zirkusmohr ist froh, wenn man ihn hübsch in Ruhe läßt; der tut keinem was zu Leid, und die kleinen Kinder hat er lieb, hat er doch selber zwei.“ „Der Mohr?“ fragte Pauli höchlichst erstaunt: „Wo sind denn die? Und sind sie auch so schwarz, wie er? Ich hab sie noch gar nie gesehen.“

„Guck, Büblein, ich will dir etwas sagen. Aber du mußt gut aufpassen. Du meinst, die Zirkusleut haben's so gut, weil sie immer in schönen Kleidern herumgehn und nichts schaffen müssen, sondern alleweil nur Purzelbäume schlagen,

reiten, feurige Kugeln in der Luft auffangen und lauter so Sachen. Ich kann dir aber sagen: schwer haben's die armen Kerle, denn alles, was du für Spiel hältst, will gelernt sein und Müh und Gefahr ist auch dabei, so daß sie abends rechtschaffen müde sind und ihnen oft alle Glieder schmerzen. Werd du kein Zirkusmann. Glaub mir, ein Bäuerlein, das seinen Acker pflügt und die Sonne aufgehen sieht und die Vöglein singen hört, ist viel besser dran, und was sich so schön ansieht im Zirkus, dahinter steckt oft viel Herzweh und Leid. Aber freilich, schön aussehen tut's, und wenn du magst, schenk ich dir zwei Karten für dich und deine Mutter. Da kannst du dir all die Herrlichkeit in der Nähe anschaun, statt wie bisher durch die Bretterwand — willst?" Der Pauli wußte gar nicht, wie ihm geschah. Er und seine Mutter, die ärmsten Leute im Ort, sie sollten zu einer richtigen Vorstellung gehen dürfen, hinein in den geheimnisvollen Zirkus! Mit glänzenden Augen und ganz rot vor Freude faßte er nach des freundlichen Mannes Hand. „Oh — oh — oh!" sagte er, „das willst du? Wirklich?" Aber dann fiel ihm wieder seine Angst ein und er stammelte: „Aber der Mohr — wird er mir auch ganz gewiß nichts tun?"

„O du Büblein, du dummer kleiner Pauli! Ich zwinge dich nicht, in den Zirkus zu gehen; kannst meinetwegen auch draußen bleiben. Vor allem sei hübsch brav und folgsam und hilf deiner armen Mutter, so klein du auch noch bist, das ist die Hauptsache — sie hat's schwer, hab' ich gehört. Vor dem Mohr brauchst du dich aber nicht zu fürchten. Übermorgen zieht der Zirkus wieder fort: dem Direktor geht es besser. Und jetzt muß ich gehn; leb wohl!"

Der Pauli ging ganz gedankenschwer nach Hause, und den ganzen Tag konnte er an nichts anderes denken, als was sein neuer Freund gesagt hatte: der Zirkus ziehe wieder fort, die Zirkusleute hätten es auch schwer, und der Pauli solle ein braves Büblein sein und der Mutter helfen.

Ja, das gab wohl zu denken, und am nächsten Nachmittag war er wieder bei seinem neuen Freund, der beim Bäckerhaus abermals Holz hackte, und sagte: „Du, wenn der Zirkus doch fortgeht — ich und die Mutter möchten vorher gern einmal hinein — gelt? Können wir?" Und ganz beseligt kehrte er mit zwei Karten für die Abendvorstellung heim.

Bebend vor Wonne und doch auch ein wenig zaghaft betrat er an der Hand seiner Mutter am Abend den zauberhaften Bretterraum. Es war herrlich, ganz unaussprechlich herrlich, ganz nah bei den Zirkusleuten zu sein und ihre wunderbaren Kunststücke zu sehen. — Und dann kam der Mohr.

Es war dem Pauli, als suche dieser gerade ihn mit seinen blitzenden Augen, deren Weiß so hell leuchtete. Er spielte mit einer lebendigen Kreuzotter, hielt sie am Schwanz hoch in der Luft, so daß ihr Kopf — o Graus! in seinen offnen Mund hineinhing, fing fliegende Tauben mit beiden Händen in der Luft auf und schlang zum Schluß Feuer hinunter, rechtes, richtiges, brennendes Feuer. Es war ganz schrecklich schön. Der Pauli saß atemlos da, wie gebannt, und immer seltsamer wurde ihm zu Sinn, und immer wieder guckte dazwischen der Mohr, gerade zu ihm herüber und lächelte, und dies Lächeln kam ihm bekannt vor, ganz wunderbar bekannt, so daß er auf einmal all seine Furcht vor dem schrecklichen Mohr schwinden fühlte. Ja, er war gar nicht mehr schrecklich, und als er jetzt zum Abschied tiefe

Vespervisite.

Ei, schönen guten Abend, Frau Miesekatz,
Bitte, nehmen Sie freundlichst Platz.
O, daß Sie uns diese Ehre erweisen!
Ist's gefällig, ein wenig mitzuspeisen?

Ja?! O, das freut uns wirklich sehr,
Leider nur haben wir gar nichts mehr,
Doch gibt's noch das Schüsselchen auszulecken,
Ich denke, das wird Ihnen prächtig schmecken.

Ein Serviettchen? Versteht sich, auf Sauberkeit
Hält die brave Frau Miesekatz alle Zeit,
Denn sonst — schlimm wär' es — gäb' es ja Fleckchen
Auf Ihr reizendes, weiches Sammetjäckchen!

Ulrich Meyer.

Verbeugungen nach allen Seiten machte, dabei seine weißen Zähne bleckte und dann ihm, dem kleinen Pauli vertraulich zuwinkte — da mit einem Mal kam's über ihn. Der schwarze Mann da — das war ja — das war sein guter, neuer Freund, der Mann, der das Holz sägte und so schön und lieb mit ihm gesprochen hatte! Ja, ganz gewiß, er war's, trotz dem schwarzen Mohrengesicht und den rollenden Augen und trotz den schwarzen Mohrenhänden und dem bunten rotgestreiften Wams und dem Goldreif am tiefschwarzen Wollenhaar. Ach, ach, ach! Ganz laut schrie der Knabe auf vor Freude und vor Staunen und vor Entzücken, so daß sich alles nach ihm umsah, und dann drängte er sich mitten durch dieLeute hindurch, ehe es seine Mutter verhindern konnte, und geradewegs auf den gefürchteten Mohr zu und faßte ihn ganz vertraulich bei der schwarzen Hand. Und der Mohr nahm den kleinen Pauli und hob ihn hoch, hoch in die Luft, fast so hoch, wie die Kreuzotter vorher, und lachte ihn an und stellte ihn dann ganz sacht wieder auf die Erde nieder. „So, da habt Ihr Euer Büblein wieder," sagte er zur Frau Rainert, die erschreckt herbeigeeilt war und gar nicht begriff, was geschah. „Es ist ein lieber, kleiner Kerl, und Sie werden, so Gott will, noch viel Freude an ihm erleben. Leb wahl, mein kleiner Freund, werd ein braver Mensch und denk daran: es kann auch einer, der als Mohr schwarz angestrichen Vorstellungen gibt, kinderlieb sein. Vergiß mich nicht. Übers Jahr, im Sommer komm ich vielleicht wieder."

Der kleine Pauli hing sich an seinen Freund, als wolle er ihn gar nicht loslassen, und zuletzt gab er ihm einen Kuß, was er sonst keinem Menschen tat, außer bei ganz besonderen Gelegenheiten seiner Mutter. Da lachte alles und schrie durcheinander und klatschte in die Hände, denn der Pauli hatte einen großen, schwarzen Fleck davon im Gesicht bekommen, gerade auf seinen Mund.

Unterwegs nach Hause aber weinte der Pauli auf dem ganzen Weg. Wenn die Zirkusleute fortzogen, so zog ja der Mohr mit ihnen, und als am nächsten Tage die Zirkuswagen den Ort verließen, stand er da und winkte und winkte, bis der letzte Wagen verschwunden war.

Ein paar Wochen darauf kam mit der Post eine große Schachtel — man denke nur! an den Pauli adressiert! Das war das allererste Mal, daß er etwas mit der Post bekam. Und in der Schachtel waren wunderherrliche Dinge. Schokolade war da und Kuchen, und Zucker und Kaffee, und Reis und Gerste, und für die Mutter ein feines, wollenes Tuch. Und auch ein prächtiger, roter Ball lag dabei — der war gewiß für den Pauli. Es stand nichts dabei, aber es konnte von gar niemand anderem sein, als vom Mohr.

Der Pauli hat ihn nicht vergessen. Alle Tage denkt er an ihn und seine Worte, und die Mutter hat viel Freude an ihrem lustigen, gehorsamen undfleißigen Büblein. So vergeht ein Tag nach dem andern. Jetzt ist's vor kurzem Christtag gewesen, aber der Pauli schaut schon wieder nach dem Frühjahr aus. Da soll er in die Schule kommen, und nach dem Frühjahr, das weiß er, da kommt der Sommer wieder und mit dem Sommer sein Freund — der Mohr.

Wird das eine Freude sein!

Minchen und ihr Kaninchen.

Zum Weihnachtsfest bekam klein Minchen,
Nein, Kinder, denkt bloß, welch ein Spaß:
Ein Märchenbuch und ein Kaninchen,
Um das sie Püppchen ganz vergaß.

Ach, das hat stets so steif gesessen
Auf seinem Platze still und stumm,
Ihr liebes „Nuckelchen“ indessen
Läuft lustig in der Stube 'rum.

Ja, ja, es ist recht zum Betrüben,
Was man auch hieraus wieder sieht:
Es hat solch Tier auf Kraut und Rüben
Mehr, denn auf Märchen Appetit.

Nun aber möchte Minchen gerne
Zugleich sich freu'n mit Buch und Tier.
Drum sagt sie: Komm', mein Nuckchen, lerne,
Und lies dann aus dem Buch mit mir.

Sieh, in dem Buch, mein Nuckelhäschen,
Steht was vom Vetter Feldhas drin!
Doch Nuckel nuckelt mit dem Näschen,
Dann läuft's zu seinem Futter hin.

Ulrich Meyer.

Stille Nacht — heilige Nacht!

Ein Geschichtlein von der Entstehung dieses Liedes in Wort und Melodie.

Am heiligen Abend des Jahres 1818 war es, als ein Wanderer über eine einsame Berghöhe des bayrischen Hochgebirges auf schmalem Pfade dahinschritt. Der sonnenhelle Wintertag neigte sich seinem Ende. Bald leuchteten die Sterne am Himmel in wundersamer Pracht und die Schneekristalle funkelten in millionenfachen Reflexen. Die Tannen und Fichten standen so still und feierlich rechts und links am Wege und trugen geduldig die wärmende und so eigenartig sie schmückende Schneelast auf ihrem Gezweig.

Unserem Wanderer wurde ganz wunderlich zu Sinn. Das tiefe Schweigen ringsumher, die majestätischen und doch so stillen Berge, die funkelnde Schneefläche und über allem der von Millionen von Sternen übersäte Himmelsbogen. Und dann die Gedanken hingerichtet nach Bethlehem, nach der Davidsstadt, wo in dieser Nacht vor 1818 Jahren den Hirten auf dem Felde die Botschaft wurde: „Euch ist heute der Heiland geboren!“ — dem einsamen Wanderer war es ganz so, als ob er selbst jetzt über Bethlehems Fluren dahinschritte. — Dort unten, von wo die Lichter aus den Häusern heraufleuchten zu ihm, das ist Arnsdorf, wo er hin will, um seinen Freund, den Kantor Gruber, zu besuchen. Aber ihm ist's nicht Arnsdorf. Das sind die Lichter zu Bethlehem und das besonders helle Licht ganz abseits, das leuchtet ihm aus dem Stalle der Herberge, die Maria und Joseph ein dürftiges Unterkommen auf ihrer Reise gewährt hatte. — So ist er mit seinen frommen Gedanken weit hinweggeeilt in ferne, längstvergessene Zeiten und in das ferne Heilige Land, von dem er seiner Gemeinde so gern redet, denn er ist Pfarrer und derzeit Hilfsgeistlicher in Oberdorf. — Von solchen Gedanken erfüllt kommt er aber schließlich doch nach Arnsdorf hinunter und wird von Freund Gruber als hochwillkommener Gast herzlich begrüßt. Auch die Angehörigen des Lehrers drängen sich grüßend um ihn, bis er sich dann, während Gruber noch Vorbereitungen zur Bescherung zu treffen hat, eine zeitlang allein findet. — Bald darauf wird zur Bescherung und Weihnachtsfeier gerufen. Da tritt der junge Pfarrer mit den Worten auf den Hausherrn zu: „Ich war mit leeren Händen, aber mit vollem Herzen gekommen, mit euch Weihnacht zu feiern. Auf meinem Wege aber fand ich dies, das will ich dir als mein Geschenk darreichen.“ Damit übergab er ihm ein unscheinbares, beschriebenes Zettelchen. Gruber aber las die Worte, die darauf standen, und ein freudiges Leuchten ging über seine Züge: „Das ist ein herrliches Lied, das du mir da geschenkt hast, und ich danke dir für diese köstliche Gabe von ganzem Herzen.“ —

Der junge Geistliche zog sich, von des Tages Anstrengungen ermüdet, bald zurück in das Gastzimmer. Und doch konnte er noch nicht Schlaf finden. Lange noch stand er sinnend am Fenster und schaute in die Winternacht hinaus. Immer wieder kehrten seine Gedanken zum Stalle nach Bethlehem zurück und noch einmal sprach er das Liedlein vor sich hin, das ihm auf seinem Wege in den Sinn gekommen war:

Stille Nacht — heilige Nacht
Alles schläft — einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar . .

Horch! Was klang da von unten herauf aus der Wohnstube? Gespannt horchte der junge Mann. Welche weichen, lieblichen Klänge! Deutlich vernahm er die Worte, die zur Musikbegleitung gesungen wurden. Es war sein eigenes Lied, das er vor wenig Stunden erst gedichtet. Eine tiefe Rührung überkam ihn, er konnte nicht allein bleiben. Schnell eilte er hinunter, um seinem Freunde in tiefster Bewegung für die wundervolle Vertonung zu danken. Gruber wehrte ab: „Dein Lied war in sich selbst Musik — so kamen mir die Töne ganz von selbst und während wir vorhin beieinander saßen, gestaltete sich in meinem Herzen die Melodie, die du eben gehört hast . . .“ — So entstand an einem heiligen Weihnachtsabend unser liebstes Weihnachtslied in Worten und Tönen. Der es dichtete, war der Hilfspfarrer Joseph Mohr; der ihm die Melodie gab, auf deren Flügeln es durch alle Welt flog, war Franz Gruber, der Organist und Kantor zu Albersdorf. Sie waren beide Katholiken, aber ihr herrliches Lied ist Gemeingut geworden der ganzen Christenheit. A. M.

Umkehr.

Erzählung von A. Engel.

Der Lehrer sprach in der Klasse vom Schutz der Vögel. Er belehrte die Schüler über den Nutzen dieser Tierchen, sprach aber auch von ihrer Stellung in der Schöpfung als beschwingte, liederreiche Wesen, ohne welche die Welt uns tot und verödet erscheinen würde. Er ermahnte die Kinder ernstlich, sich nicht an der Natur zu versündigen, indem sie Nester ausnehmen, Fallen stellen und derartigen Unfug trieben. Während er sprach, ruhte sein Blick häufig eindringlich auf dem Schüler Rudolf. Alle wußten wohl, warum.

Rudolf war ein wahrer Verwüster der Natur. Kein Nest war ihm zu hoch. Er erklomm den Baum, riß die Zweige zu sich herunter, um hinein zu sehen, und wenn Eier und Junge aus dem Nest fielen, dann bekümmerte er sich nicht weiter darum. Manchmal hatte er Lust, sich eine Eiersammlung anzulegen. Aber meistens vergaß er die Eier in seiner Tasche und zerdrückte sie. Oder er warf sie einfach fort. Ebenso machte er es mit den jungen Vögeln. Zuweilen hatte er die Absicht, sie aufzuziehen. Aber es war ihm nie der Mühe wert, auch nur den Versuch zu machen, etwas über die Lebensweise und Bedürfnisse der Vögel zu lernen, so daß er nicht einmal wußte, wovon die einzelnen Vogelarten leben. Er hatte auch keine weichen Hände wie die Menschen, die mitleidig sind. So verkamen die kleinen Vögel, und er warf sie oft fort, ehe sie noch gestorben waren. Er konnte sich bei den kleinen, nackten, kalten Körpern nichts denken, nicht, daß sie etwas empfanden, nicht, daß er in ihnen Leben zerstörte, das der Vogeleltern Glück war, das einst selbst mit Freude erfüllt gewesen wäre und die Natur mit Gesang erfüllt haben würde. Noch schlimmer wurde es, als er ein kleines Gewehr zu Weihnacht bekommen hatte. Seine sanfte Mutter war dagegen gewesen. Sie fand, daß ein Mordinstrument nicht in Kinderhand passe, und daß es gefährlich für ihren Sohn sei, ihn in seinen zerstörenden Neigungen zu bestärken. Aber der Vater meinte, das habe damit gar nichts zu tun. Er freute sich schon darauf, wenn er seinen Jungen später mit auf die Jagd nehmen konnte. Einstweilen sollte er sich nun schon im Schießen üben. In den Ferien durfte Rudolf ihm schon öfter auf seinen Jagdausflügen begleiten. Daß er niemals ein Zeichen von Mitgefühl verriet, fiel dem Vater weiter nicht auf. — Nach seiner Mutter hörte Rudolf nicht viel. Sie war eine stille, kränkliche Frau, die sich oft um ihren Sohn grämte, wenn er immer wieder wegen des Ausnehmens von Nestern und anderer Tierquälereien bestraft wurde. Die ewigen Klagen über Rudolf paßten dem Vater auch nicht. Und so gab es denn öfter im Hause heftige Auftritte, die das Familienleben unerquicklich und unfriedlich machten, Rudolf aber in keiner Weise veranlaßten, die Ursache dafür zu meiden.

Niemand wußte recht, wie es eigentlich so schnell hatte geschehen können; da war die Mutter tot. Die Frau war so still gewesen. Sie hatte scheinbar gar keinen Platz im Leben der andern eingenommen. Jetzt machte sich plötzlich fühlbar, was sie ihnen eigentlich gewesen war, wie sie Mann und Sohn umsorgt hatte, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein gekommen war, und ohne daß sie es ihr mit ein

bißchen Rücksicht gedankt hätten. Weich und warm hatten ihre Hände auf Rudolfs Kopf gelegen, während leise eindringliche Mahnungen über ihre Lippen kamen.

Obwohl er niemals diesen Ermahnungen folgte, hatte sie doch immer wieder Entschuldigungen für ihn gefunden, wenn der Vater wegen der Beschwerden seiner Lehrer maßlos erzürnt über ihn war. Er hatte einmal gehört, wie sie traurig sagte: „Einen Teil Schuld tragen die Eltern doch wohl immer. Vielleicht haben wir es doch nicht verstanden, ihn richtig zu erziehen."

Jetzt verteidigte ihn niemand mehr. Es war öde und kalt im Hause. Der Vater ging seiner Wege. Und Rudolf machte es ebenso. Wenn er notdürftig seine Schularbeiten gemacht hatte, nahm er sein Gewehr und verließ die Wohnung.

Eben wollte er wieder hinausgehen, als er einen Vogel vor dem Fenster vorbeihuschen sah. Der verschwand im dichten Fliedergebüsch, um sofort wieder davon zu fliegen. Dies geschäftige Hin-und-Her wiederholte sich. Immer trug der Vogel etwas im Schnabel, wenn er kam, um im nächsten Augenblick davon zu schwirren wie ein abgeschossener Pfeil, so schnell, daß Rudolf nicht hatte zum Schuß kommen können. Mehrere Male hatte er schon angelegt. Immer war der Vogel schneller als er. Er war bereits zornig. Aber er wartete. Wenn so viel Beharrlichkeit im Schaffen guter Werke wie im Tun des Bösen geübt würde, dann könnte vieles im Leben gebessert werden.

Endlich war es geschehen.

Der kleine Vogel fiel zuckend zu Boden. Die gespannten Flügel wurden schlaff. Der starre Schnabel hielt noch umkrampft, was der Vogel in emsigem Fluge herbeigetragen hatte. Rudolf dachte nicht daran, daß es Nahrung für die Jungen war, die im Nest der Mutter warteten. Seine Augen folgten bereits dem anderen Vogel, der ebenfalls mit gefülltem Schnabel herbeieilte. Ehe er noch das Gebüsch erreichen konnte, fiel auch er getroffen zu Boden. Rudolf dachte nicht daran, daß dort drüben junge Vögel im Nest die Schnäbel aufsperrten, darauf wartend, daß ihre Eltern sie ihnen füllen sollten, die Eltern, die dort unten tot und starr im Sande lagen und nie mehr kommen würden.

Da er noch eine Aufgabe zu lernen hatte, gab er das Fortgehen auf. Er nahm sein Buch und ging damit in den Garten. Als er dort auf der Bank saß, hörte er ein jämmerliches, dringliches Schilpen. Zuerst achtete er nicht darauf. Dann störte es ihn im Lernen. Er mußte es beachten, ob er wollte oder nicht.

Plötzlich flatterte ein winziges Pünktchen auf ihn zu. Der kleine Vogel hatte sich, vom Hunger getrieben, auf den Nestrand gewagt und war von dort heruntergefallen. Nun blickte er mit den kleinen, dunklen, blanken Augen zu Rudolf auf. Der Schnabel war weit geöffnet, die zierlichen Flügelansätze hoben sich auf und nieder. Und er schrie und schrie und wendete keinen Blick von Rudolf. Wie er ihn so ansah und die kleinen Flügel hob und den Schnabel aufsperrte, da packte Rudolf eine große furchtbare Erkenntnis an die Seele. Mit weit geöffneten, entsetzten Augen blickte er auf das verzweifelte, dringende Bitten und sagte sich, daß er nicht helfen konnte. Ganz plötzlich sah er in diesem kleinen Vogel sich selbst, das Kind, das die Mutter verlor, und mit Grauen stand er vor dem schier Unfaßlichen, daß er es war, der diesem kleinen hilflosen Wesen die Mutter geraubt hatte.

Und der kleine Vogel schilpte und schilpte und riß an den so lange fest verschlossen gewesenen Toren zu Rudolfs Herzen, daß sie weit aufsprangen.

Nun strömten auch die Worte seiner Mutter herein, alle Ermahnungen, ein guter Mensch zu sein und sein wildes, zerstörendes Wesen abzulegen, das ihn auf die Bahn der grausamen Menschen führte und jedem menschlich Empfindenden ein Ärgernis war. Alle, alle kamen sie. Er wußte gar nicht, wo sie wohl so lange gelegen haben konnten, ungesehen, unbeachtet von ihm. Nun hörte er sie klar und deutlich, als spräche ihr Mund sie erst in dieser Stunde zu ihm, der Mund, der doch in Wirklichkeit schon lange stumm war.

Verzweifelt preßte er die Hände ineinander. Er fühlte sich so grenzenlos hilflos vor diesem Jammer, der zu ihm schrie, und den er verschuldet hatte. Er stürmte in die Küche und forderte hastig von dem erstaunten Mädchen in Milch geweichte Semmel. Vor langer Zeit hatte er einmal gesehen, wie seine Mutter einem jungen Star, der aus dem Kasten gefallen war, Milchsemmel eingestopft hatte. Den Star hatte sie einem jungen Mädchen in der Nachbarschaft übergeben. Nun wußte Rudolf auch, warum. Weil ihr Sohn ein böser Junge war, in dessen Nähe sie ihren Schützling nicht sicher wußte. Seine Seele wand sich in Qual erwachter Erkenntnis. Mit zitternden Händen versuchte er, dem kleinen Vogel etwas in den Schnabel zu stecken. Der gab sich die größte Mühe, das Gebotene zu erfassen. Aber Rudolfs Hände waren das Wohltun nicht gewohnt und darum ungeschickt. Die Bröckchen waren zu groß. Wie tapfer der kleine Pflegling auch schluckte, es blieb ihm doch eins im Halse stecken. Die Augen verschleierten sich, das Köpfchen sank zur Seite. — Der kleine Vogel war tot.

Nun dachte Rudolf daran, daß dort oben im Gebüsch noch mehr solche winzige hilflose Wesen einem jammervollen Ende entgegen gingen. Nun hatte er mit einem Male denken gelernt. Die klagende kleine Waise hatte ihm zum Bewußtsein gebracht, was er bisher nur dumpf empfunden hatte, was es heißt, eine Mutter verlieren.

Er schlug die Hände vor das Gesicht und weinte verzweifelt. Sein ganzes Leben schien ihm in Trümmer gegangen zu sein, und er hatte das Gefühl, niemals mehr glücklich werden zu können.

Und ein ernster Mensch ging aus dieser bitteren Stunde hervor, in der das erwachte Erbarmen ihm seine Schuld zeigte, die er niemals wieder gut zu machen vermochte.

Aus der Reue können wohl gute Vorsätze entstehen. Aber das Leid, das wir bereitet haben, können wir nicht wegwischen. Das Leben, das wir geraubt haben, können wir nicht wiedergeben. Wenn das doch immer rechtzeitig bedacht würde.

Rudolf ging, nachdem er sich ausgeweint hatte, in sein Zimmer hinauf und zerbrach sein Gewehr. Er wollte es nicht mehr anrühren. Aber ein anderer sollte es auch nicht haben. Es hatte Unheil genug angerichtet.

Dann ging er zum Kirchhof an das Grab seiner Mutter. Er legte den Kopf auf den Hügel, und brennende Tränen flossen in den Rasen. Während er verzweifelt schluchzte, stammelte sein Herz Versprechungen, ein guter Mensch werden zu wollen.

Und er hat sich redlich bemüht, dies Versprechen zu halten. Statt eines Vernichters ist er ein Schützer aller Schwachen und Hilflosen geworden, bemüht, Leiden zu lindern, wo sich ihm Gelegenheit dazu bot.

Gerhards Weihnachtsgast.

Von Frida Hoffmann.

„Ich habe zwei Mark zu Weihnachtseinkäufen," sagte der sechsjährige Gerhard zu einer jungen Verkäuferin im Galanteriewarengeschäft.

Das junge Mädchen lächelte freundlich. „Was willst du dafür kaufen?"

„Ich weiß es noch nicht," antwortete der Kleine bedächtig. „Da es Überraschungen sein sollen, konnte ich niemand fragen, und ich bin noch so klein."

„Ich bin gerade frei und will dir gern helfen," sagte das Mädchen. „Ich hatte einen kleinen Bruder, der in deinem Alter gestorben ist." Sie ging um den Ladentisch und gab Gerhard die Hand.

„Wie heißt du?" fragte er.

„Eva Müller. — Wieviel Geschenke gebrauchst du?"

Gerhard erklärte es und nach einer halbstündigen Beratung legte er zwei Mark auf den Ladentisch, wofür er die hübsch verpackten Geschenke in Empfang nahm.

„Danke dir vielmals, Eva. Wirst du auch ein fröhliches Fest haben?"

Sie sah in Gedanken an ihr einsames Zimmer traurig aus. „Nein, nein, lieber Junge, ich bin hier ganz fremd und weit fort von allen meinen Lieben, aber ich wünsche dir recht frohe Weihnachten!"

Er legte die Pakete aus der Hand und umschlang sie mit seinen Ärmchen. „Du bekommst gewiß viele Geschenke," tröstete er sie.

Als er abends in seinem Bettchen lag und die Mutter ihm nach dem Gebet einen Gutenachtkuß gab, sagte er: „Liebe Mama, darf ich mir auch jemand zur Bescherung einladen, wie du es Hans und Anna erlaubt hast?"

„Warum nicht, Liebling? Wir wollen morgen darüber sprechen." Sie küßte ihn nochmals, bevor sie ging.

Gerhard lag lange wach und grübelte über etwas sehr Schönes. Als er am nächsten Morgen allein mit seiner Mutter war, kletterte er auf ihren Schoß und erzählte ihr von der jungen Verkäuferin. „Sie ist so gut, Mama, und nun ist sie im Fest ganz allein; weißt du noch, wie wir weinten, als Vater am Heiligabend nicht bei uns war?"

Frau Doktor Ahrens beugte sich zärtlich über das ernste Gesicht ihres Nesthäkchens. „Lieber Gerhard, wir können sie doch nicht über Nacht behalten."

„Doch, Mama, du hast ja unserem Kinderfräulein Urlaub gegeben; Eva kann in ihrem Zimmer schlafen, und sie soll dir gar nicht zur Last fallen, ich will sie ganz allein unterhalten."

„Ich will es mit Papa besprechen, mein Junge."

Frau Doktor ging schon am andern Tage mit Gerhard zusammen zu seiner neuen Freundin, die ihr einen so guten Eindruck machte, daß sie für die Festtage eingeladen wurde. Das junge Mädchen nahm die Einladung beglückt an. Nach dem Ladenschluß saß sie mit Gerhard in dem freundlichen Schulzimmer.

„Mama sagt, ich darf bis zur Bescherung ganz allein bei dir bleiben, es wird bald klingeln; für dich liegt auch etwas unter dem Tannenbaum," sagte er geheimnisvoll. „Nun freust du dich doch?" fragte er zärtlich.

Eva nahm ihn auf den Schoß, wo ihr kleiner Bruder so oft gesessen hatte. „Du bist ein lieber, guter Junge; ich freue mich von ganzem Herzen auf das schöne Christfest."

Meine Blümchen haben Durst,
hab's gar wohl gesehen;
hurtig, hurtig will ich drum
an den Brunnen gehen.

Frisches Wasser hol ich euch,
wartet nur ein Weilchen;
wartet nur, ihr Röslein rot,
und ihr blauen Veilchen.

Seht, hier habt ihr Wasser schon,
trinkt nun mit Behagen.
Blüht und duftet noch recht lang,
wollt ihr Dank mir sagen!

Gold und Silber gefunden.

In einem weit entfernten Lande traten einst zwei Bauern vor den Richter.

Der eine sagte: „Ich habe von meinem Nachbar hier ein Grundstück gekauft! — Als ich es umgrub, fand ich einen Schatz darin, den kann ich mit gutem Gewissen nicht behalten; denn ich habe nur den Boden gekauft und habe an den Schatz kein Recht!“

Der andere sagte: „Ich kann das Gold und Silber mit gutem Gewissen ebensowenig annehmen! — Ich habe das Gold nicht vergraben, und so gehört es mir auch nicht! — Überdies habe ich dem Nachbar den Boden mit allem, was darin ist, verkauft und mir nichts vorbehalten!“

Beide sagten: „Entscheide du, weiser Richter, wem der Schatz gehöre!“

Der Richter sprach: „Ich habe gehört, der Sohn des einen und die Tochter des andern wollen einander heiraten! — Gebet den zwei Kindern den Schatz als Heiratsgut!“

Die ehrlichen Männer versprachen es und gingen erfreut nach Hause.

Ein fremder Mann, der dabei stand, war höchst erstaunt über diesen Ausgang der Sache und sagte: „In meinem Lande wäre die Sache ganz anders gegangen! — Der Käufer hätte nicht daran gedacht, dem Verkäufer nur einen Heller zu geben, und hätte den Schatz verheimlicht; wäre ihm aber letzteres nicht gelungen, so hätte der andere geklagt und den Schatz für sich gefordert; der Prozeß aber, der daraus entstanden wäre, hätte vielleicht mehr gekostet, als der ganze Schatz betrug!“

Der Richter verwunderte sich und sprach: „Scheint in deinem Lande die Sonne auch?“

„O ja!“

„Regnet es auch?“

„Freilich!“

„Das ist sonderbar! — Und gibt es auch Kühe und Schafe?“

„Sehr viele!“

„Nun wohl,“ rief der Richter, so wird Gott um dieser unschuldigen Tiere willen in jenem Lande regnen und die Sonne scheinen lassen; denn ihr verdient es wahrhaftig nicht!“

Im Land, wo Treu' und Glauben fliehen,
Kann weder Glück noch Segen blühen!

Ein reines Herz.

Ein kleines Mädchen hatte in der Sonntagsschule bei ihrer Lehrerin die Seligpreisungen in der Bergpredigt gelesen, und wurde nun gefragt, welche von allen den Gaben und Gnaden, die der Herr hier angeführt, sie am meisten als die ihrigen wünschen würde. Sie sann einen Augenblick nach und sagte dann schüchtern: „Ich möchte ein reines Herz haben.“ Auf die Frage der Lehrerin, weshalb sie denn gerade dieses erwähle, antwortete sie: „Wenn ich ein reines Herz hätte, dann besäße ich alle die andern Gaben auch.“

Das Käſtchen.

Neujahrsmärchen von A. Engel.

Das neue Jahr wandelte ſtill durch die Straßen. Es betrat die Wohnungen, betrachtete alles, was ihm begegnete, mit aufmerkſamen Blicken und vergaß, von Haus zu Haus gehend, niemanden. Es kam ſchon über Feld, hatte die Wälder durchſchritten und war über die Gewäſſer dahingeglitten, lautlos, als würde es von dem Hauch der Glockentöne getragen, die von allen Türmen erklangen. Es hatte ja für jeden von dem lieben Gott etwas mitbekommen, und nun mußte es ſich umſehen, wo es ſeine Gaben am paſſendſten anbrachte.

Eben betrat es ein Häuschen der Vorſtadt. Nachdem es die unteren Räume durchſchritten hatte, ſtieg es eine Treppe empor und öffnete geräuſchlos die Tür eines Stübchens, das nur von einem kleinen Knaben bewohnt war. Das Zimmer war dunkel, aber der kleine Knabe ſchlief noch nicht. Er warf ſich unruhig im Bett herum. Die Glockentöne von dem nächſten Kirchturme klangen deutlich zu ihm herüber, und er hatte ſich ſchon die Ohren mit den Händen zugehalten, um ſie nicht zu hören. Aber es half ihm nichts. Sie ſchlugen an ſein Ohr und ſchienen noch viel tiefer in ihn einzudringen. Es erſchien ihm, als ſeien es nicht nur Töne, ſondern als redeten ſie auch irgendeine Sprache, die zu verſtehen er ſich bemühen müſſe, und indem er nun um ſo angeſpannter horchte, wurde er immer heißer und unruhiger.

Während er ſich ſonſt eigentlich nur des Augenblicks bewußt wurde, ſtand nun mit einemmal das ganze verfloſſene Jahr mit ſeinen kleinſten Begebenheiten merkwürdig klar vor ſeiner Seele. Es hatte ſich von den übrigen, deren er ſich zu erinnern vermochte, nicht viel unterſchieden. Er galt ſtets für einen nicht gut gearteten Knaben. Seine Eltern, die ihn trotz ſeiner Fehler liebten, hatten nur Kummer von ihm, und ſonſt hatte niemand ihn gern, und niemand hatte Geduld mit ihm. Doch noch jemand — der alte Caro, dem er ſeine Anhänglichkeit nicht mit Fußtritten und ſeinen ſonſtigen ewigen Quälereien hatte verleiden können. Der ſah ihn auch noch, indem er bei einer erlittenen Mißhandlung laut aufheulte vor Schmerz, immer faſt mitleidig mit ſeinen klaren treuen Augen an, als wollte er ſagen: armes Kind. Und dieſer ewig klare Blick, der ein ſtets ungetrübtes Gewiſſen, eine unwandelbare Treue verriet, ärgerte den Knaben nicht weniger, als die Scheltworte der Menſchen. Mit ſeinen Genoſſen zeigte er ſich ſtets unverträglich. Sie mieden ihn deshalb, und waren ſie dennoch einmal zuſammen, ſo gingen ſie bald in Zank und Streit auseinander. Den Lehrern erſchwerte er ihr Amt durch heimtückiſche Streiche, durch Trotz und ſtetiges ungehöriges Benehmen.

Den Dienſtboten verleidete er den Aufenthalt im Hauſe ſeiner Eltern. Freuten ſich alle Leute über den Einzug des Frühlings, ſo riß er hämiſch den jungen Blumen die Köpfe ab und ſtörte den kleinen Tieren ihre wiedergewonnene Daſeinsfreude. Seine Zerſtreuung war die Angſt gequälter Geſchöpfe, und manchem ſtillen Vogelheim wurde durch ihn der Friede geraubt.

Merkwürdig, daß, während er weiter und weiter dachte, ihm immer mehr dergleichen einfiel und nicht eine einzige Handlung, wie er ſie doch an anderen Kindern rühmen gehört hatte. Er weinte endlich in ſeiner Ohnmacht gegen die anſtürmenden Gedanken und vor Trotz. Denn es war ihm ja nicht leid, was er getan hatte. Sein Herz war verſtockt. Er hatte wohl manchmal, beſonders wenn er den Kummer ſeiner Eltern bemerkte, daran gedacht, er wolle ſich ändern. Aber was half es? Was er getan hatte, war ja doch nicht wieder gut zu machen. Die Leute ſagten immer, aus dem unartigen Knaben würde ein

böser Mensch werden. Er hatte sich daran gewöhnt, das zu glauben. Weshalb sollte er auch gut sein? —

Ein Geräusch an seinem Bett ließ ihn auffahren und erschrocken starrte er die Gestalt des neuen Jahres an.

„Du brauchst dich nicht zu fürchten," sprach dieses. „Ich komme nur, dir etwas zu schenken."

„Was willst du mir schenken?" entgegnete er trotzig. „Die Eltern haben mir zu Weihnachten auch nicht so viel geschenkt, wie die guten Kinder bekommen. Sie sagten, sie würden mich reich beschenken, wenn ich auch erst ein gutes Kind sei. Aber ich werde doch kein gutes Kind und werde also nie etwas bekommen, und du willst mich auch nur zum Besten haben und wirst mir auch nichts schenken."

„Das werde ich doch tun," sprach die Gestalt freundlich, unter dem Mantel ein Kästchen hervorziehend. Von dem ging ein lichter Schein aus, so daß der kleine Knabe unwillkürlich verlangend danach griff. Dabei sah er auch das Gesicht des neuen Jahres, das ihn mit mildem Ernst und freundlich ermunternd ansah. Als er das Kästchen in den Händen hielt, sprach die Gestalt: „Je öfter du dies Kästchen öffnest und dich mit seinem Inhalt beschäftigst, desto mehr wird es dir zum Heil gereichen. Es liegt ein unschätzbarer Reichtum darin verborgen. Durch Fleiß wirst du dir solchen gewinnen."

Indem der Knabe beschäftigt war, das Kästchen zu öffnen, schritt die Gestalt leise hinaus, um ihre Pilgerfahrt über die Erde fortzusetzen.

Der Glanz war aus dem Innern des Kästchens gedrungen und ergoß sich nun in geheimnisvollem Schein über das Bett des Knaben. „Gute Vorsätze" stand dort in der Innenseite des Deckels geschrieben. Der Inhalt bestand aus einzelnen Blättchen, deren Inschrift ebenfalls mit schimmernden Zügen hervortrat. Der Knabe nahm eins nach dem andern in die Hand.

„Ich will den Willen meines Schöpfers erfüllen," las er auf dem ersten, „indem ich mich bestrebe, das zu werden, wozu er mich erschaffen hat, ein guter Mensch."

„Ich will meinen Eltern Freude machen, indem ich pflichtgetreu das übe, was mir als Aufgabe gestellt ist, und das unterlasse, was zu tun verboten ist."

„Ich will die Dienstboten meiner Eltern nicht behandeln, als ob sie Sklaven unseres Hauses wären, sondern will sie höflich bitten, wenn ich ihrer bedarf, und will ihnen auch für die geringste Hilfeleistung freundlich danken."

„Ich will den guten alten Caro nicht mehr quälen, sondern will ihm seine alten Tage recht verschönern und ihm, soviel ich nur kann, vergelten, daß er sein ganzes Leben hindurch der treue Freund und Beschützer unseres Hauses war."

„Ich will überhaupt stets daran denken, daß der Vater im Himmel — zu dem jeden Abend zu beten meine Mutter mich gelehrt hat — der Vater aller Menschen ist, des kleinsten Wurms sowohl wie der des mächtigsten Menschen, daß er alles geschaffen hat, damit es lebe, und mich, damit ich allem, was da lebt, ein liebevoller und hilfreicher Beschützer und Pfleger werde."

So ging es fort, und der Schein, der von den Lettern ausging, fiel tief in die Seele des kleinen Knaben und machte es dort hell und warm.

Die Glocken hatten aufgehört, zu läuten. Die Lider wurden dem Knaben schwer. Sorgfältig packte er die Blättchen wieder in den Kasten mit der festen Absicht, sie am folgenden und an allen anderen Tagen wieder und wieder zu lesen.

Nachdem er noch eine Weile mit schlafmüden Augen den aus den Fugen quellenden Glanz betrachtet hatte, schob er das Kästchen unter sein Kopfkissen. — Worauf man einmal geschlafen hat, das soll man am besten im Kopf behalten und im Herzen.

Das neue Jahr aber wandelte still seinen Weg weiter.

Schlaf, Püppchen, schlaf,
schlafe in Ruh,
schlaf, Püppchen, schlaf,
und mach' die Äuglein zu,
darfst nicht lesen und schreiben,
kannst im Bettchen bleiben,
morgen so wie heut;
hast dazu ja Zeit.
Schlaf, Püppchen, schlaf,
schlafe in Ruh,
schlaf Püppchen,
schlaf und mach' die Äuglein zu,
liegst du still und schläfst du brav,
sing ich dir vom kleinen Schaf,
sing ich dir vom Wachtelgänschen
mit dem kleinen Wickelwackelschwänzchen,
schlaf, mein Püppchen, schlaf.

Eine Sängerfahrt am Silvester.

Nach einer alten Chronik erzählt von U. M.

Gewiß hat euch aus dem Leben unseres Dr. Martin Luther das besonders gefallen, wie er als Knabe mit seinen Schulgenossen von Tür zu Tür zog und manch schönes Lied zum Preise Gottes gesungen hat. Damals war diese Sitte in fast allen deutschen Landen heimisch, jetzt trifft man sie nur hier und da noch an. Was eine solche Sängergesellschaft vor nun 97 Jahren erlebte, will ich euch berichten.

Es war am 31. Dezember des Jahres 1830. Draußen lag hoher Schnee und die noch dicht herabfallenden Flocken jagte der schneidende Wind kreiselnd umher. Wer nicht hinaus mußte, blieb weislich daheim im behaglichen Stübchen. Der alte Kantor Gerhard im Städtlein L. wäre auch gern in seiner Klause geblieben, aber die Pflicht trieb ihn hinaus. Mit einer kleinen Zahl von Schülern mußte er früh am Morgen eine Sängerfahrt in ein Dorf unternehmen, um bei einem Begräbnis mitzuwirken. Er trat in das matt erleuchtete Schulzimmer, fand hier schon seine Schar versammelt und hielt mit ihr eine Morgenandacht, bei welcher er den 91. Psalm vorlas. Als er an die Stelle kam: „Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen, und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest," — da schien ihm diese Verheißung recht wie ihm und seinen Kindern gegeben, denn einen gar beschwerlichen und gefährlichen Weg über Berge und an steilen Felsen vorbei, dazu durch fußhohen Schnee hatten sie vor sich.

Nun ging's hinaus, zuerst durch einige Straßen des Städtleins. In jeder blieben sie einmal stehen und sangen immer einen Vers des schönen Morgenliedes:

„Wach auf, mein Herz und singe" —

Sie sangen ganz tapfer, obwohl ihnen der Wind um die Ohren pfiff und die Füße gewaltig froren. In der letzten Straße sangen sie noch:

„So wollst Du nun vollenden
Dein Werk an mir, und senden.
Der mich an diesem Tage
Auf seinen Händen trage.

Dann kamen sie ins Freie und konnten nun, so weit es bei dem hohen Schnee möglich war, durch Laufen sich erwärmen. Ihr Mut wuchs, ja, sie fanden es bald ganz vergnüglich, dem Winter Trotz zu bieten. Bald kamen sie in die Berge, und nun ging's bald hinauf, bald hinab. Von Wegen war nichts zu erspähen, die mußten sie sich selbst bahnen. Nach einstündiger Wanderung waren sie an ein Waldhaus gekommen. Hier wohnte ein frommer Forstwächter, der nicht vergaß, daß auch über ihm ein Hüter sei, der Tag und Nacht ihn bewachte. Bei ihm kehrten unsere Sänger ein, und vom knisternden Feuer strömte bald eine behagliche Wärme in ihre erstarrten Glieder. Ei, wie das wohltat! Aber bald hieß es: „In Gottes Namen weiter!" Das herzliche: „Behüt Euch Gott!" des Waldmannes klang ihnen tröstlich nach. — Nun mußten sie durch enge Felsschluchten und an schroffen Berghängen hin. Dabei waren sie vom eigentlichen Wege bald abgekommen, obwohl sie ihr Ziel, ein hochliegendes Dorf, immer vor sich sahen. Mutig wanderten sie hinauf, der

Alte voran, die Buben zwei und zwei nebeneinander, folgten ihm. Endlich waren sie oben. Der Kantor wandte sich nach seinen Sängern und sagte: „Gott sei Dank! Ihr habt euch brav gehalten, aber“ — erschrocken sah er auf seine Schar — „Ihr waret doch zehn und nun seid ihr nur acht — wo sind die zwei andern?“ — Keiner wußte es. Die beiden Vermißten waren die letzten im Zuge gewesen, und weil bei dem beschwerlichen Wege jeder mit sich selbst genug zu tun hatte, war von keinem auf sie geachtet worden. — Dem alten Lehrer wurde es dunkel vor den Augen, eine unbeschreibliche Angst kam über ihn. „Jungens,“ sagte er, „wir können hier nicht singen, ich kehre um und suche die beiden, kehrt ihr indes bei einem Bauern ein und erwärmt euch. Ich muß zurück, Gott gebe, daß kein Unglück geschehen ist!“ — Aber die Knaben wollten mit und die Kameraden suchen helfen. „Nun denn, in Gottes Namen, Kinder, vorwärts!“ So gingen alle den eben zurückgelegten Weg wieder hinab, die Namen der Vermißten in den Wald und ins Tal hinein rufend. Aber vergeblich, nur das Echo gab ihren Ruf zurück. Fast waren sie wieder beim Waldhause, als der Kantor plötzlich eine Entdeckung machte, wie sie für ihn nicht furchtbarer hätte sein können. Dicht neben dem Wege war ein großes Loch, dessen unheimliche Schwärze auf eine große Tiefe schließen ließ. Was aber das Schrecklichste war, — zwei Fußspuren führten bis an den Rand und waren dann verschwunden. Zweifellos waren hier die Knaben hineingefallen. Mit lauter, angstvoller Stimme rief der Alte die beiden Namen — umsonst. Aus der dumpfen Tiefe klang nur ein dumpfes Echo wieder. Und nun wußte er ganz gewiß, welch entsetzliches Unglück geschehen war. — Dieses schwarze Loch war ein verlassener Eisenschacht von großer Tiefe, der nicht zugeschüttet worden war. Bis vor einigen Jahrzehnten gab's noch viele solcher offenen oder ungenügend bedeckten Schachte an abgelegenen Stellen. Längst hat man sie alle zugeschüttet. Als der alte Kantor die ganze Größe des Unglücks begriff, wußte er keinen Rat, als inbrünstig Gott um Rettung anzurufen. — Während des Gebetes aber kam eine große Zuversicht in sein Herz hinein; es war ihm, als hörte er die Stimme des Herrn: „Ich habe meinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich auf Händen tragen.“ Der Waldwärter, den die Knaben inzwischen geholt, schüttelte zwar den Kopf, denn es schien ihm unmöglich, daß ein Mensch da unten lebendig ankommen sollte. Dennoch lief er schnell zu einem benachbarten Bergwerk und holte Bergleute herbei. Aber auch diese machten bedenkliche Gesichter, zumal sie wußten, daß man den Schacht hatte verlassen müssen, weil er zusammenzubrechen drohte und das Wasser nicht zurückzudämmen war. „Und“, fügte einer hinzu, „wären sie unten auch lebendig angekommen, so hätte das Wasser ihnen den Tod gebracht. Der Kantor bat und flehte, ob nicht einer es wagen und hinabsteigen wollte. Er malte ihnen das Herzeleid der Eltern vor die Augen, wenn sie die Kunde von dem Unglück erhalten würden. Plötzlich trat ein alter Bergmann vor und sprach: „Laßt mich hinunter, ich will's in Gottes Namen versuchen. Der mich nun fünfzig Jahr auf meinen Fahrten in die dunkle Tiefe gnädig bewahrt hat, der wird auch heute mit mir sein. — Und nun frisch ans Werk!“ Alles Nötige zur Einfahrt ward schnell herbeigeholt, und bald schwebte der alte Bergmann, sein Grubenlicht an der Brust, über der dunklen Tiefe. Noch einmal entblößte er sein Haupt zum stillen Gebete und — „Glück auf! du wackerer Bergmann!“ — so rief's in der Runde dem Braven nach. Die Winden setzten sich in Bewegung, und bald war er den Augen der oben Harrenden entschwunden. Der alte Kantor stimmte mit bewegter Stimme an: „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir!“ und alle stimmten wie e i n Mann ein. Da brach plötzlich die helle Sonne durch den grauen Nebelschleier, und tausendfältig brach sich der goldene Strahl

auf dem glitzernden Schnee. Das war eine Himmelsbotschaft, und siehe — nach wenigen Augenblicken wurde von unten ein Zeichen gegeben: Anhalten! — und gleich darauf ein zweites: Aufwärts! Schnell wurde das Seil emporgewunden, alles beugte sich in gespannter Erwartung gegen die Öffnung. Was wird der Bergmann bringen? Tod oder Leben? Da ist er schon oben und, o Freude: die beiden Knaben lebend neben ihm. Der Jubel wollte nicht enden, und es dauerte lange, bis der tapfere Bergmann zu Worte kam. „Es war eine gefährliche Fahrt da hinunter," berichtete er, „die großen Gruben-Hölzer, welche die Wände halten sollen, sind an manchen Stellen ganz herausgetreten. Wie die beiden Knaben da lebendig hinuntergekommen sind, ist unbegreiflich. Ich fuhr aber doch hinab, und bald hörte ich etwas von unten heraufklingen und wußte, daß sie noch lebten. Bald konnte ich ihre Stimmen unterscheiden. Herr Kantor, Sie haben Ihren Jungens den richtigen Weg gezeigt — ich hörte sie laut beten, Gott möge sie doch heimführen zu ihren Eltern und sie erretten aus ihrer Not. Da rief ich ihnen zu, und jubelnd antworteten sie. Hätte Gott nicht seine heiligen Engel gesandt, daß sie die Kinder auf Flügeln trugen, auf den vorstehenden Hölzern schon hätten sie zerschellen müssen. Aber da muß erst heute ein Einsturz in den Schacht gewesen sein, denn gerade unten der Boden war mit einer dicken Lage von lockerer Erde bedeckt, und darauf sind die Knaben gefallen und leben geblieben. Das Wasser aber war von der herabgestürzten Erde in die Gänge zurückgedrängt worden und hat ihnen auch nichts schaden können."

Alle Umstehenden hatten mit wachsendem Erstaunen dem Bergmann zugehört. Die Knaben aber erzählten nun, daß über der Öffnung des Schachtes ein Tannenbäumlein gelegen, darin sich der Schnee festgesetzt und so den Schacht überdeckt habe. Das Bäumlein sei mit dem ersten heruntergefallen und habe den Aufprall auf den vorstehenden Balken so gemildert, daß ihm nur ein Arm verletzt worden sei, während der andere Knabe auf seinen Kameraden gefallen und so von der Wucht des Falles bewahrt geblieben sei. —

Wie's dem alten Kantor bei dieser wunderbaren Errettung zu Mute war, läßt sich kaum denken. Voll Lob und Dank stimmte er an:

„Ich rief zum Herrn in meiner Not: — Ach Gott, vernimm mein Schreien! — Da half mein Helfer mir vom Tod und ließ mir Trost gedeihen. — Drum dank', o Gott, drum dank' ich Dir! — Ach danket, danket Gott mit mir, — Gebt unserm Gott die Ehre!"

„Amen!" sprachen die Umstehenden. Alle zogen nun heimwärts und kamen bei Sternenglanz im Städtlein an, just als das Abendglöcklein läutete.

Eine klingende Beute im Beutel brachten sie nicht heim, aber einen schöneren Klang vernahmen sie in ihren jungen Herzen, und der hat sie ihr Lebenlang nicht wieder verlassen: „Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen!"

Der Retter der Knaben hatte sich still davon gemacht. Aber auch er brachte eine köstliche Beute heim.

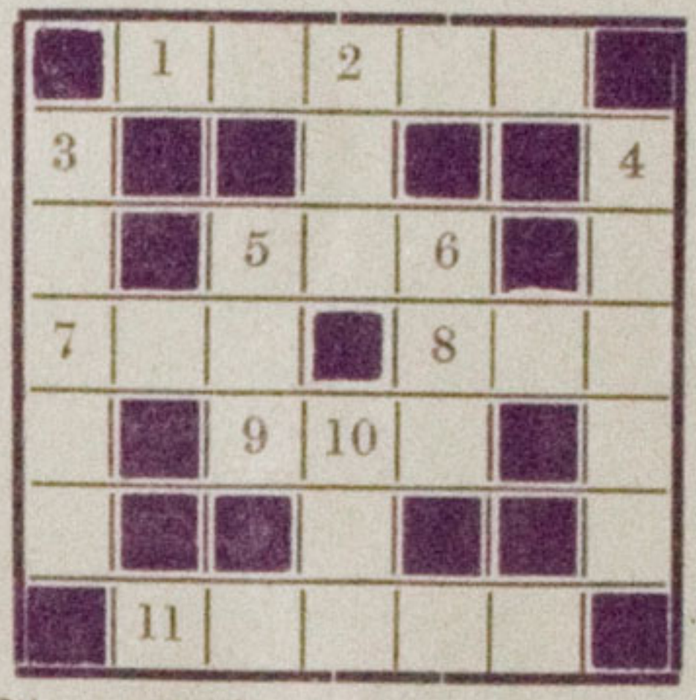
Der alte Lehrer hat keine Sängerfahrt zur Winterszeit mehr machen müssen; als er aber nach einigen Jahren einzog in das Reich des Friedens, stand eine kleine Sängerschar mit am Grabe und sang ihm ein Lied vom seligen Sterben und fröhlichen Auferstehen.

C-654

Rätsel-Ecke.

Kreuzworträtsel.

Von oben nach unten: 2. Wurfstab, 3. Märchendichter, 4. Metall, 5. Fisch, 6. beliebtes Getränk früherer Zeiten, 10. Körperteil.



Von links nach rechts: 1. Tierart, 5. Körperteil, 7. weiblicher Vorname, 8. griechische Göttin, 9. altes Gewicht, 11. Gartengerät.

Kurt Metzlow, Berlin N. 58.

Zusetzrätsel.

In die Wörter: Rat, Au, Lupen, Asen, Brut, Lia, Leien ist je ein Buchstabe einzuschließen, so daß immer ein neues Wort entsteht. Die eingeschobenen Buchstaben nennen der Reihenfolge nach gelesen eine Landschaft in Ostpreußen.

Sigrun von Maltzahn, Wodarg.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: Ro — ken — e — ne — ten — gol — berg — go — ne — in — kor — the — li — öl — lei — stadt — as — ra — now — sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Sagengestalt nennen. Die Wörter bedeuten: 1. Prophet; 2. Stadt in der Mark; 3. Fluß in Deutschland; 4. Flaschenverschluß; 5. Berg bei Jerusalem; 6. Römische Kaiser; 7. Stadt in Bayern; 8. Altgermanischer Volksstamm.

Armin Ettling, Berlin-Grunewald.

Aus den Silben: a — an — ku — kar — ke — lo — li — pfer — pe — pa — pool — re — se — ti — te — ten — then — the — un — ver — tin sind 8 Wörter zu bilden, welche folgende Bedeutung haben:

1. Gebirge in Südost-Europa; 2. Stadt in Griechenland; 3. Stadt in England; 4. Metall; 5. Tier; 6. weiblicher Vorname; 7. wichtige Flüssigkeit; 8. Afrikanischer Zweihufer. Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter nennen eine Stadt in Vorderindien.

Erna Ziesche, Neupersdorf i. S.

Aus den Silben: a — be — burg — burg — du — den — dam — i — is — ne — ol — ra — re sind 5 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine moderne Erfindung nennen.

Die Worte bedeuten: 1. Vogel, 2. biblischer Vorname, 3. deutsche Stadt, 4. weiblicher Vorname, 5. Staat in Deutschland.

Lucie Gläßel, Kahla.

Quadraträtsel.

a	d	e
e	e	h
h	i	i

Bund,
Fisch,
Schwur.

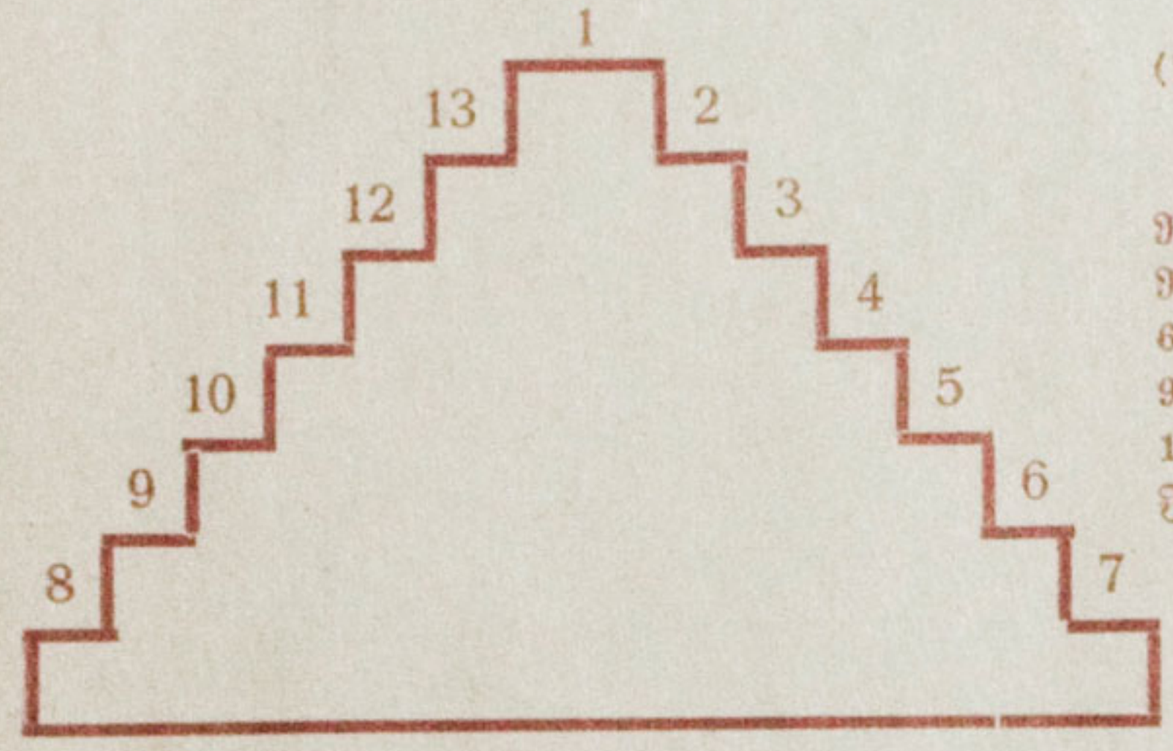
Kurt Metzlow, Berlin.

Geographisches Zahlenrätsel.

1 2 3 4 : Fluß in Spanien,
5 6 7 7 6 7 7 6 8 8 6 : amerikanischer Strom,
5 9 10 11 9 : Insel im Mittelländischen Meer,
9 12 13 1 3 2 14 3 13 : Stadt in Ostpreußen.
Die Anfangsbuchstaben nennen einen Mädchennamen.

Walter Groß, Kehlen (Ostpr.)

Stufenrätsel.



(Die zweite Silbe von 1 ist zugleich erste Silbe von 2 usw.)

1. Oper von Bellini; 2. militärischer Rang; 3. Fluß in Palästina; 4. französischer Revolutionär von 1879; 5. großes Faß; 6. Volksstamm; 7. Gewerbe; 8. Mädchenname; 9. Geldmünze; 10. Vogel; 11. Wissenschaft; 12. ein Aufbewahrungsort für Rüben im Freien; 13. eine Singstimme.

Else Lieber, Radevormwald.

Abstrichrätsel.

Eduard — Esel — Semmel — Igel — Delta — Leerung — Dämmerung — Schlitten — Himmel — Finger — Reichtum — Nadel — Glück — Unke — Edeltanne.

Von den 90 Buchstaben dieser 15 Worte sind 29 Buchstaben zu streichen, so daß ein Ausspruch Goethes entsteht.

Hedwig Beyer, Memel.

Umstellrätsel.

1. Erbtal = Knabenname,
2. Schrod = Fisch,
3. Rentale = Beleuchtungsgegenstand,
4. Hecile = Baumfrucht,
5. Hiner = deutscher Fluß.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen einen Raubvogel.

Ernst und Karl Hennings, Glückstadt.

1. Sore = Blume,
2. Elade = Mädchenname,
3. Rotte = beliebtes Gebäck,
4. Grabuhr = Stadt,
5. Ibarnea = Asiatisches Land,
6. Mule = Baum,
7. Mausel = Alttestamentlicher Name.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen ein wichtiges Gebäude.

Fritz Gießelmann, Luthe.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 = Stadt,
7 8 8 7 = Knabenname,
3 9 1 2 = Vogel,
6 2 10 2 3 = Menschenrasse,
2 3 11 12 3 8 = Stadt,
7 13 2 3 = Fluß.

Fritz Gießelmann, Luthe.